

Ein Quartier träumt vom Weltruhm

Luzern als internationale Festspielstadt, das ist nichts Neues. Die Vorstellung des Tribschenquartiers als Weltbühne hingegen schon. Doch genau diesen Traum hegten einige Touristiker und Nationalisten des frühen 20. Jahrhunderts.

Die Geschichte der Luzerner Musik- und Theaterkultur zeigt: Hinter grossen Projekten stehen nicht immer nur kulturelle Motive. Auch handfeste wirtschaftliche und touristische Interessen können die Diskussion um Kultur prägen. Was oftmals heute noch zutrifft, liess sich bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beobachten. Während der Hochblüte der Luzerner Hotellerie wollte man die internationalen Edelmänner, die in Luzerns Gasthöfen abstiegen, nicht nur mit dem See und dem Alpenpanorama beeindrucken, sondern auch mit Kultur im grossen Stil verwöhnen.

Dazu bedurfte es einer Neuausrichtung: Luzern als geografisches Zentrum der Schweiz wurde zur naturgeschichtlichen und kulturpolitischen Mitte Europas stilisiert. Der beschleunigte Gotthardverkehr, die Dampfschiffahrt auf dem Vierwaldstädtersee sowie der neue Bahnhof sollten als Indizien dafür gelten. Doch der Mythos war schneller kreierte als die Tatsachen, die diesen verfestigen sollten. Denn um Luzern mit gutem Gewissen als Kultur-Hochburg bezeichnen zu können, fehlte noch eine entscheidende Komponente: ein Kulturhaus mit internationalem Glanz. Was in Bayreuth und Salzburg bereits Realität war, sollte nun endlich auch in Luzern möglich werden. Immerhin: Pläne – wie etwa eine Freilichtbühne mit 5'000 Plätzen im Gütschwald – gab es bereits um die Jahrhundertwende. Doch erst in den 1930er-Jahren reiften aus diesen Ideen konkrete Vorhaben. Nach einzelnen unkoordinierten Vorstössen setzte nun eine Bewegung auf nationaler Ebene ein. Die 1932 gegründete «Festspielgemeinde Luzern» hatte sich dem Ziel verschrieben, ausschliesslich auf Künstler schweizerischer Nationalität zu setzen, um den Stücken die besonderen helvetischen Werte einzuverleiben. Diese Tendenzen verschärften sich weiter. Mit dem Auftauchen von Eduard Liehburg alias Max Eduard Meier (1899 – 1962) nahm die Festspielplanung dann eine folgenschwere Wende. Der Zürcher Schriftsteller und Dramaturg erregte mit seiner Schrift «Neuordnung der Theaterverhältnisse» einiges Aufsehen. Liehburg schwebte ein funktionelles Theater vor, in welchem die Grenzen von Zuschauer und Bühne durch ein übergreifendes «Gemeinschaftserleben» gesprengt werden sollten. Zu diesem Zweck plante er «Grossdramen und Massenaufmärsche mit sakralpolitischer Bedeutung». Prominente Gönner aus Staat, Armee und Wirtschaft unterstützten seine Idee, die sich optimal in den Duktus der «Geistigen Landesverteidigung» einreihen liess.

Liebäugeln mit dem Dritten Reich. Der Ton wurde zunehmend harscher. 1937 wurden die helvetischen Ziele der Luzerner Spiele neu definiert: «Hier sollen die schweizerischen Stämme zusammenkommen; hier sollen sie sich fühlen als Genossen einer durch einen Eid zusammengebundenen Schicksalsgemeinschaft. Hier sollen sich die abendländischen Völker zu einem geistigen Rütli zusammenfinden.» Was bei ranghohen Politikern noch als «Geistige Landesverteidigung» und nationales Selbstbewusstsein galt, konnte nicht mehr länger nur als politische Naivität betrachtet werden. Diesen Eindruck erweckte auch das Emblem der «Stiftung Luzerner Spiele». Das langgezogene Kreuz im Wappenschild sah dem Banner der schweizerischen Frontenbewegung (Anhänger des deutschen Nationalsozialismus) zum Verwechseln ähnlich. Dennoch schien diese «geheime» Verwandtschaft zum faschistischen Gedankengut den Luzerner Stadtvätern nicht verdächtig. Im Gegenteil: Auf ein Kreditbegehren Liehburgs folgte eine überschwängliche Reaktion: Der Stadtrat «verneigt sich vor dem dem Projekt zugrunde liegenden grossen Gedanken» und gab grünes Licht für Subventionen. Inseli, Tribschen und das Werftareal mussten für die populistischen Ideen herhalten. Über 10'000 Besucherinnen und Besucher sollten hier Stücke der eidgenössischen Kultur «live» miterleben können. Wäre da nicht die «Neue Zürcher Zeitung» gewesen. Diese trat im September 1937 in einer Artikelserie gegen den geistigen Urheber der Festspiele an und

beendete den Spuk. Ein Autor mit dem Pseudonym Lynkeus enttarnte die nationalen Gedanken als verkappte Anschlusstheorie ans Dritte Reich. Wenige Tage später erschien die Artikelreihe auch im «Luzerner Tagblatt» und wirkte wie eine Bombe. Verschiedene Vertreter und Politiker zogen sich aus dem Projekt zurück. Der endgültige Todesstoss für den Plan folgte 1938, als der Bund seine Subventionen strich und Eduard Liehburg nicht mehr für den richtigen Mann hielt.

Die Hoffnung lebt weiter. Unter dem Literaturhistoriker Oskar Eberle sollte nun ein neues Projekt realisiert werden. Sein Vorschlag war ein kolossaler Bau, der vom Inseli bis zum Wartegg reichte. Kernstück des Gebäudekomplexes sollte das «Theater der Völker» bilden. Bewusst wurde hier auf ein geistiges Gegenstück zum politischen Völkerbund gesetzt und der Spielplan war betont international gehalten. Verschiedene Nationen sollten sich in einer fantastischen Kulturolympiade im Tribschen messen können. Der Zweite Weltkrieg liess den «geistigen Völkerbund» jedoch zur irrealen Träumerei verblasen. Aber nicht nur der Krieg war schuld daran, dass die Pläne letztlich bloss Papier blieben. Zu gross und zu ehrgeizig waren die Ziele am Vierwaldstädtersee. Und somit ist trotz energischer Kulturpolitik aus Luzern niemals ein Bayreuth oder Salzburg geworden. Entsprechend enttäuscht und verbittert verliess Eberle 1949 jene Stadt, mit der er allzu Grossartiges im Sinne hatte. Seither hat keiner je wieder gewagt, den Luzerner Festspieltraum zu träumen. Nur hin und wieder lassen sich Bruchstücke jener Sehnsucht in aktuellen Debatten um Luzerns Musik- und Theaterhäuser wiederfinden. Denn träumen darf man.

Text: Janine Kopp; Illustration: Peter Scheidegger

Die Quellen bestehend aus Originalplänen, Zeitungsartikeln, Korrespondenzen, Werbebroschüren und Mitgliederverzeichnissen befinden sich im Luzerner Stadtarchiv und tragen die Signaturen B3.3/A117 bzw. A185 und E2b/368:1-14. Literatur dazu: Wyss, Beat: Kühne Luzerner Festspielträume. In: Tribschen. So entstand ein Quartier. Hrsg. Vom Quartierverein Tribschen-Langensand Luzern, Luzern 1975, S. 110 – 116. Wyss, Beat: Mythos der Mitte. In: Inventar der neueren Schweizer Architektur 1850 – 1920. Hrsg. von der Gesellschaft für Schweiz. Kunstgeschichte, Bern 1991, S. 398.

600 Jahre Archiv: Das Stadt- und das Staatsarchiv Luzern feiern 2009 gemeinsam ihren 600. Geburtstag. Das städtische Ratsprotokoll erwähnt im Jahr 1409 zum ersten Mal ein Archiv.

